30. Oktober 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 247

In freier Stunde

Der Freibauer

Roman von Gustav Schröer

(7. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Daß ich das nicht so hingehen lasse, Johann, das ist meine Pflicht."

„Mag sein, Herr Pfarrer, aber wir kommen durch die Geschichte schon fast in Verruf. Ich habe neulich schon dem Kaufmann Schilling heimgeleuchtet, der um der Briefe willen behauptete, wir wären Feiglinge."

„Der Grasaff!" Der Pfarrer ward ärgerlich „Was gehn denn den unsere Sachen an! Ihr Rehbacher Männer seid nicht feige. Das weiß ich besser."

„Gewiß, Herr Pfarrer! Und um der Briefe willen, da machen Sie sich keine Kopfschmerzen. Wir sind deswegen keine schlechteren Christen wie andere Leute und haben unser Vaterland lieber als viele. Der Aberglaube, ja, der steckt uns hierzulande allen im Blute. Es hat aber ganz gewiß nicht ein einziger von uns geglaubt, daß der Brief an und für sich ihn schütze. Was ihn uns teuer machte, war dies: es hat jeder geglaubt, ich habe nun meinen Herrn Jesus mir besonders nahe. Als mir bei Villiers die Kugeln um die Ohren pfiffen, da bin ich seelenruhig gewesen. Ich habe gefühlt, ich bin nicht allein. Trifft mich nun eine Kugel, so muß das mein Gott zugelassen haben. Und so, Herr Pfarrer, haben wir alle gedacht. Ob es recht war, das weiß ich nicht"

„Johann, ich fange an, die ganze Angelegenheit in einem anderen Lichte zu sehen als heute morgen. Da hat sie mich stark erregt. Im übrigen, ihr Rehbacher, ist es noch immer das Rechte gewesen, sich unter Jesu Schutz zu fühlen. Das aber könnt ihr ohne Briefe, und das sollt ihr mit Gottes Hilfe immer besser lernen. — Sage einmal, Johann, hältst du die Botin für eine Betrügerin?"

„Nein. Daß sie mit der Zeit gelernt hat, stark auf ihren Geldbeutel zu sehen, das mag wohl sein, aber sie glaubt gewiß auch an sich selbst und ihre Sache."

„Das ist mir lieb zu hören. Gott befohlen, Johann!"

„Gott befohlen, Herr Pfarrer!"

Der Pfarrer schritt zurück und erwog: es ist die alte, uralte Geschichte. Der Mensch will sich schützen. Die Priester der Römer und Griechen brachten vor dem Kampfe Opfer. Die Germanen gingen zu ihren Priesterinnen, die Kelten zu ihren Druiden. Die alten Gebets- und Beschwörungsformeln haben sich erhalten. Sie sind umgemodelt worden unter dem Christentume, und weil der Priester dem Volke des Himmels Strafen für die Beibehaltung der alten Ueberreste des Heidentums angedroht hat, da schleicht der Aberglaube seit Jahrhunderten im Dunkeln. Die langen, langen Kriege des Mittelalters und der Neuzeit haben das ihre dazu getan. Es ist doch ein Zeichen der Gewalt unserer christlichen Lehre, daß der Aberglaube nicht weit größer ist. Wir müßten nicht die Söhne unserer Väter sein, wenn wir ihr Erbteil nicht hätten antreten sollen. Und es ist mir dieser Geist, der aus der Vergangenheit die alte, starke Treue, den alten, festen Glauben übernimmt, wenn er auch beides leider durch Aberglauben stützt, weit lieber als der Geist, der das Alte verlacht und das Neue stürzen möchte, der über Glauben und Aberglauben längst zum Unglauben fortgeschritten ist. Bewahre uns Gott vor diesem Geiste. Er wird kommen, er wird kommen. Vielleicht gibt Gott mir die Gnade, daß ich alter Mann mich in die Bresche werfen kann, wenn er anstürmt. Ich habe das Vertrauen einer Gemeinde, das ich mir in einem langen Leben erworben habe, hinter mir. Ein junger Mann aber, der vielleicht einst an meine Stelle tritt, der wird noch viel mehr Liebe, noch viel mehr Geduld, noch viel mehr Treue nötig haben als ich, mit meinen lieben, abergläubischen, aber kerntüchtigen Rehbachern.

Ganz froh war der Pfarrer geworden. So trat er in sein Haus. Sein Weib empfing ihn. Sie teilte treulich ihres Mannes Sorge, und als sie sein heiteres Antlitz sah, da fragte sie: „Durchgebetet?"

„Viel mehr, Maria, ich bin stolz auf meine Rehbacher. Das übrige möge Gott ihnen — und mir verzeihen."

Maria gab ihrem Gatten einen Kuß und eilte hinaus. Der Pfarrer setzte sich an das Fenster und blickte hinaus in des Herbstes goldenes Licht, und das freudige Sterben draußen erhob seine Seele.

Als sein Weib ihn zum Mittagbrote rief, da sagte er: „Frau, es ist mir so feiertägig zumute. Wir haben noch eine Flasche Wein im Keller. Tu mir die Liebe und hole sie. Ich habe heute viel gelernt. Es steckt mehr schlichte Größe in unseren Dörflern, als der Fernstehende gemeinhin ahnt, und selbst uns, die wir unsere Dörfler zu kennen glauben, sind Erlebnisse wie das meinige Offenbarungen, auf die wir nicht gefaßt waren."

Der goldene Rheinwein perlte in den Gläsern. „Stoßen wir an auf unsere Kinder. Eigene haben wir nicht," die Frau Pfarrer errötete ein wenig, „da sind meine Bauern meine Kinder, und ich habe Anna Dorothea nicht weniger lieb als die anderen." Die Gläser klangen gegeneinander, und der Pfarrer streichelte zart die Linke seines treuen Weibes.

*

Der für die Botin so bedeutsame Tag war vorüber. Am nächsten Abend saßen der Bote und sein

Weib bei dem trüben Lichte einer kleinen Lampe zusammen. Das weisheitspendende Buch lag nicht zwischen ihnen.

Christian schrieb seiner Tochter Martha, die drei Stunden von Rehbach in einem Pfarrhause diente, einen Brief, und Anna Dorothea diktierte ihm.

„Christian," hatte Anna Dorothea gesagt, „wir werden alt. Wozu sollen wir auf unsere alten Tage allein bleiben. Mag die Martha heimkommen und das Schneidern lernen. Wir haben uns etwas gespart, so steht sie einmal besser da als wir. Ich bin nicht mehr so kräftig wie sonst, und auch du mußt nachgerade deine Ruhe haben."

So schrieb denn Christian an die Tochter, und Martha kam bald darauf in das Elternhaus. Sie war ein gesundes Menschenkind, das mit hellen Augen in die Welt sah und Hilfe, wenn sie solche brauchte, nächst Gott nur von ihren kräftigen Armen erwartete.

Die Tage vergingen rasch, Martha war bald wieder heimisch im Dorfe, und sie erfuhr von vielen Seiten und in verschiedenster Beleuchtung, was sich in der letzten Zeit in Rehbach ereignet hatte. Mit der Mutter Tun und Treiben war sie seit langem nicht einverstanden, aber auch sie hatte durch ihre Bitten nicht erreichen können, daß die Mutter ihr Tun aufgab. So ließ sie denn alles gehen, wie es ging; aber als die Mutter sie zu ihrer Schülerin machen wollte, da weigerte sie sich mit aller Entschiedenheit.

Mit Freibauers Hannchen war des Boten Tochter seit frühester Jugend herzlich befreundet, aber sie schämte sich jetzt, auf den Hof zu gehen. Es hatte ihr weh getan, als sie erfuhr, daß man ihrer Mutter viel Schuld gab an dem Unglück, das so lange und so schwer des Bauern Haus heimgesucht hatte, und sie konnte, obschon sie es wollte, doch keinem der Ankläger ganz unrecht geben.

Die Mutter weinte heiße Tränen, als Martha mit ihr darüber redete und klagte: „Es fehlt nur noch, daß auch du mich Mörderin und Betrügerin nennst."

„Das bist du nicht, Mutter, aber ich bitte dich, laß ab von dem, was du treibst! Du siehst doch, was für Elend du damit anzurichten vermagst."

„Ich darf das nicht lassen und kann es nicht lassen; das verstehst du nicht," das war der Mutter Antwort. Ein leises Schwanken im Innern aber beunruhigte Anna Dorothea schon einige Zeit, und die Fälle, die ihr mißglückten, mehrten sich. — — —

* *
*

Auf dem Freibauernhofe gab es viel Arbeit und viel Glück. Man rüstete zur Hochzeit. Im Dorfe erwartete man eine große Hochzeit, und was irgend, wenn auch nur entfernt, mit der Familie Demut verwandt war, das hoffte, die Festkleider drei Tage hintereinander anlegen zu dürfen. Doch das erste Aufgebot wurde von der Kanzel verkündet, und es erfolgte keine Einladung, ebensowenig nach dem zweiten und dritten.

Da fing man im Dorfe an zu schelten. Die einen behaupteten, der Geiz sitze den Alten im Genick, die anderen glaubten, der Hochmut habe die Jungen gepackt.

Und es war doch weder das eine, noch das andere der Fall. „Wenn es nach mir geht," hatte der Bräutigam gesagt, „wird die Hochzeit ganz still gefeiert."

Das war die Meinung aller Beteiligten.

„Wir hätten wohl Ursache, eine große Hochzeit zu feiern," sagte der Freibauer. „Wenn wir damit irgendwie Dank ausdrücken könnten gegen Gott oder gegen die Menschen, die so warm mit uns gefühlt haben, als wir in Not waren, dann wollte ich es wohl tun, aber wenn die Freude auf ihrer Höhe ist, dann ist sie zumeist nicht mehr schön, und ich möchte nach den ernsten Zeiten am Hochzeitstage meines Kindes kein Wort hören, das nicht ganz lauter wäre. Große Hochzeit wollen wir feiern, und auch die Gemeinde soll Anteil daran haben, wenn auch anders als sie denken. Ich stifte ein neues Taufbecken in die Kirche, dir, Nachbar Demut, schlage ich vor, ein neues Kruzifix zu kaufen, das wünscht der Herr Pfarrer schon lange, und ihr Brautleute kauft eine neue Altarbekleidung. Ist es euch recht, so bespreche ich es in den nächsten Tagen mit dem Herrn Pfarrer."

„Gewiß, Vater," antwortete Karl Demut. „Dann hat die ganze Gemeinde dauernd etwas davon, es ist doch eine kleine Feier, wie sie unseren Wünschen entspricht. Wen aber laden wir ein?"

Hannchen bat sich, zu aller Erstaunen, die Tochter des Boten als Begleiterin zum Altar aus, und der lobte den Entschluß. „Denn," sagte er, „so sieht die Gemeinde, daß wir Anna Dorothea nichts nachtragen und eine Schuld, die wir zum guten Teile selber tragen, nicht auf andere abwälzen möchten."

Der Bräutigam lud seinen Freund Fritz Menzel, einen seiner Kriegskameraden, der in dem Nachbardorfe ein Gut hatte, und mit dessen Hause die Frymans von jeher befreundet waren, ein.

Als die Adventsglocken das neue Kirchenjahr einläuteten, da war des hart geprüften, jungen Paares Hochzeitstag.

Die Wintersonne schimmerte auf einer reinen, weißen, unendlich weiten Schneedecke. „Siehe, dein König kommt zu dir," sangen die Adventsglocken, und „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten" klangen die Hochzeitsglocken.

Unte dem Hall der machtvollen Glockentöne schritt aus dem Freibauernhofe der kleine Hochzeitszug.

Voran ging das Brautpaar, Karl Demut, das Eiserne Kreuz neben dem grünen Myrtensträuße, den Blick ernst und fest dem Kirchlein entgegengerichtet. Hannchen hing sich in seinen Arm. Kein banges Beben zitterte in ihrer Brust, und kein wildes Jauchzen wollte emporsteigen, nur eine wundersame Ruhe und eine große Freudigkeit lebten in ihrem Herzen. Hinter dem Brautpaare schritten die Jugendgefährten, der schmucke Fritz Menzel mit seinen lachenden Augen und die stattliche Tochter des Boten Schmidt. Dann kam, hoch aufgerichtet, der Freibauer. Fest trat er auf: Gott sei Dank, daß es so gekommen ist, wie es jetzt ist, aber wäre es anders geworden, ich hätte die Zähne zusammengebissen und hätte es auch getragen. Er schritt rechts von der Mutter des Bräutigams. Sie war ein kleines, zaghaftes Weiblein, das auf dem Wege reichlich Tränen vergoß. Links ging ihr Gatte. Auch er war ein rechter Bauer, aber er war keine Herrennatur. Ohne sich gerade anderen unterzuordnen, ließ er sich doch öfters von der Meinung anderer entscheidend beeinflussen.

Aus der weitgeöffneten Kirchentür drangen Orgelklänge. Hüben und drüben am Eingange standen viele Gemeindeglieder, namentlich Frauen, aber auch Männer und Burschen fehlten nicht. Mit harten Schritten eilten sie auf die Emporen, als das Brautpaar in die Kirche getreten war. Man erwartete wenigstens in der Predigt etwas Besonderes, da man um die große Hochzeit kam, aber auch die Erwartung wurde zu einer Enttäuschung.

„Aha," sagten die Leute endlich, „sie haben ein neues Taufbecken, ein neues Kreuz und eine neue Bekleidung für Altar und Kanzel gestiftet. Seht ihr, heute zum ersten Male ist es in Gebrauch genommen!" Und der kleine Verdruß schwand mehr und mehr und wich der teilnehmenden Freude.

„Das sieht dem Freibauern ähnlich! Aber er hat es recht gemacht! Sehr gut hat er es gemacht, so haben

wir alle etwas davon. Der liebe Gott mag es ihm vergelten!" „Aber daß man die Tochter der Botin zur Brautjungfrau genommen hat, wundert mich," sagte eine Nachbarin und rümpfte die Nase. „Mich auch, aber was kann schließlich die Tochter für die Mutter," antwortete eine andere, und eine dritte sagte: „Für die Mutter! Was hat denn die Mutter getan? Hannchen ist hingelaufen, wie wir auch. Daß es mit ihr so schlimm wurde, daran ist doch die Anna Dorothea nicht schuld!" So unterhielt man sich während des Trauungsliedes. Alles Geflüster verstummte, als der weißhaarige Pfarrer den Altar betrat.

Auffallend lange verweilte er im Gebete, viel länger denn sonst. Seine Seele war bewegt.

Als die Orgeltöne verstummt waren, da begann der alte Herr, den Blick hinaus in die Kirche gerichtet: „Es kann mir nichts geschehen, als was er hat versehen und was mir selig ist." Mit ernster, schwerer Stimme betete er den Vers, und jeder fühlte: das ist gesprochen mit Bezug auf die Vergangenheit, das geht das Brautpaar an, aber das geht auch uns an, mich und dich, Nachbar und Nachbarin.

Schon bei den ersten Worten fuhren ein paar Frauen mit dem Schürzenzipfel nach den Augen, aber es kam heute nicht zu dem üblichen Trauungsschluchzen.

Der Pfarrer hielt eine Rede, so durchglüht von tiefer, treuer Liebe, so durchweht von heißem Erbarmen, so väterlich mahnend und prophetisch ernst und froh, wie sie ihm nur selten gelang. Und aus der Traurede ward eine Predigt für die ganze Gemeinde. Mit keinem Worte spielte er auf die Vergangenheit an, und es war doch alles durch die Vergangenheit diktiert. Aus der ernsten Rede aber klangen die frohe Zuversicht und die tiefe Lebensauffassung, zu der sich der alte Herr in einem langen Leben durchgerungen hatte. Sie fühlten es alle: der Mann gibt den Eheleuten das beste Hochzeitsgeschenk, das Menschen zu geben vermögen, eine Lebensweisheit, die den, der sich an sie hält, bewahrt vor tausend Nöten, vor Enttäuschungen an sich selbst und seinen Mitmenschen, vor Ueberschätzung der eigenen Person, aber auch vor Unterschätzung der eigenen Kraft.

(Fortsetzung folgt.)

Einer oder Hundert?

Von Christian Munk

Er hatte nachts Krach mit seinen Indios gehabt. Wegen der Streichhölzer. Sie hatten einen gläsern-tückischen Ausdruck in den Augen gehabt und geschwiegen. Aber jetzt zum Teufel, hallo! Hallo! . . .

Ihre zwei Boote verschwanden eilig in dem Mangrovengebüsch eines Seitenarms. Wild ruderten die Indios davon. Er brüllte auf und knallte mit dem Revolver hinterher. Zu spät, verdammt! Sein Boot trieb abwärts. Die Indios waren verschwunden. Totenstille auf dem Strom.

Er drehte sich um. „Es sind Schufte," teilte er ihr schnaufend mit. Sie saß in der Bugspitze mit nervösen Augenbrauen.

„Ist es schlimm?"

„Allein gehen wir hier vor die Hunde, das ist klar." Und er spuckte seinen Zigarrenstummel ins Wasser.

Sie lächelte. Sie begriff nicht. Sie hielt die grüne Hölle der südamerikanischen Urwälder vielleicht für ein hochgekommenes Veilchenbeet und den Parana für einen Entenbach. Sie lächelte eben.

Seine rothaarigen Pranken legten den Colt nieder und griffen nach dem Ruder. Das Ruder war weg. Er wurde blaß. Er schluckte zweimal.

„Drüben treibt es," rief sie hell und zeigte mit spitzem Finger hinaus. „Sie haben es vorhin fallen gelassen." Sie versuchten mit seinem Tropenhelm zu rudern, aber sie kamen dem Ruder nicht näher. Es schwamm lustig voraus.

Nach einiger Zeit bemerkte sie, daß sie nasse Füße bekommen habe. „Nicht schlimm, tröstete er sie. In jedem Boot steht etwas Wasser."

„Wann sind wir in Santa Maria?"

„Morgen mittag, wenn wir die Nacht durchfahren."

Sie war einverstanden. Es wurde ihr unheimlich. Das Ruder sahen sie beide nicht mehr. Er steuerte mit dem Tropenhelm. Das schwer beladene Boot gehorchte. Er hatte einen unrasierten Kopf und ein Kinn wie gemauert. Er war ein alter Urwaldläufer. Seine Nase war eingeschlagen, und sein Mund öffnete sich höchstens für Flüche, Zigarren und Rindfleisch.

Er sollte die Frau seines Chefs nach Santa Maria mitbringen und ärztliche Medikamente gegen die Typhusepidemie, die dort wütete. Die Frau war ärztlich ausgebildet und sollte ihrem Mann helfen. Die Leute starben dort unten wie die Fliegen. Alle Gummiplantagen waren in Gefahr. Hier kam die Rettung: drei Blechkanister voller Medikamente in einem Einbaum. Unten wartete man mit Schmerzen darauf. Leben und Tod hingen von den Blechkisten ab.

Das Boot trieb lautlos abwärts. Ringsherum dehnte sich das gleitende Wasser des furchtbaren Stromes. Riesige tote Eisenholzbäume schwammen nebenher. Auf beiden Ufern stand der schwarzgrüne tückische Urwald. Das Boot trieb lautlos abwärts.

Mittags behauptete die Frau, daß ihre Füße bis zu den Knöcheln im Wasser ständen. Sie solle die Füße höher stellen. Sie tat es. Nach einiger Zeit standen sie jedoch wieder im Wasser. Sie solle sich nicht anstellen. Sie schwieg.

Als die Dämmerung nahte, erhoben sich feine, gefährliche Nebel auf dem Wasser. Der Urwald wurde totenstill. Düster und furchtbar ragte die grüne Hölle an beiden Ufern empor. Riesige Fledermäuse segelten lautlos über ihnen weg. Es wurde kühl und unheimlich auf dem Wasser.

Als er aufstand, um nach dem Proviantbeutel zu greifen, trat er plötzlich in lauter Wasser, das unter den Kisten im Boot stand.

„Por Dios!" Er erschrak und starrte die Frau an: „Die Indios haben das Boot angebohrt . . ." Sie sah bleich zu ihm auf und zitterte etwas. Er schob die Kisten beiseite und untersuchte das Boot. Er fand das Leck jedoch nicht. Sie schöpfte mit einem Becher. „Das Wasser steigt," knurrte er.

Mit rotem Kopf blickte er zu ihr empor: „Die Kisten müssen raus, das Boot ist zu schwer. Ich werfe sie ins Wasser."

„Nein," erwiderte sie.

Eine scharfe Falte stand zwischen seinen Brauen. Es waren dicke, blonde Brauen. Es waren Brauen wie Weizenähren. Sie hatte Furcht, als sie ihn ansah, aber sie sagte: „Nein!"

Er beugte sich dicht zu ihr hinüber: „Nehmen Sie Vernunft an. Wir sind in Lebensgefahr."

„Die Kisten müssen morgen in Santa Maria sein. Es geht um Hunderte!" erwiderte sie und sah ihn fest an, eine schmale, blondhaarige Frau mit weißen Händen.

Er sagte nichts mehr. Er überlegte. Er hatte einen dumpfen Kopf, aber ein Herz, rein und klar wie Eis. Wenn die Kisten morgen in Santa Maria sein sollten, dann mußte einer hinaus.

Er versuchte das Boot mit dem Tropenhelm an das Ufer zu lenken. Plötzlich stöhnte er auf und schleuderte den Tropenhelm ins Wasser, als sei er ein giftiges Tier.

„Piranhas . . .!" sagte er und besah seine Hand, die blutete. „Hier ist der Teufel los! . . ."

„Was ist das?" fragte sie.

„Raubfische. Wenn ein Mann unter die Piranhas fällt, ist er in zwei Minuten ein Skelett. Gefährlicher als Kaimane."

Das einzige, was sie erwiderte, war die Frage, was ein Mann im Wasser zu suchen habe, wenn im Boot Platz genug sei.

„Das Boot geht unter. Es ist zu schwer!" brüllte er sie rotköpfig an. „Bis Santa Maria muß es eben schwimmen," lächelte sie schön und trotzig wie ein Kind. Er tat so, als habe er jedoch Furcht. Seine sonngewohnten Augen prüften bereits das Ufer. Als es fast dunkel war, erreichten sie das Land. Sie waren todmüde vom Rudern mit Kistendeckeln. Sie klopften die Erde nach Schlangen ab und nahmen Abschied.

Dann lud er seinen Revolver und nahm das lange Buschmesser in die Hand. „Morgen abend bin ich in Santa Maria," sagte er und: „Halten Sie sich nur in der Mitte des Stromes. Es ist ganz einfach. Grüßen Sie den Chef."

„Warum bleiben Sie nicht bei mir im Boot?" rief sie

zornig. Er drängte sich jedoch ohne Antwort in das Gebüsch und rief nur: „Adios!“

„Adios!“ antwortete sie im Boot sitzend und stieß sich ab. Das Boot trieb in den Strom hinaus. Er warf sich mit blanker Klinge in das Urwalddickicht und verschwand.

Es wurde dunkel.

Zwei Tage später trieb eine zu Tode erschöpfte Frau vor den Baracken von Santa Maria an. Sie lag fast bewußtlos im Boot, das voller Wasser stand, und sie weinte vor Entkräftung. Als sie wieder etwas bei Kräften war und umringt von den Einwohnern aufstand, fragte sie nach ihrem Begleiter.

Der Mann kam niemals an.

Die Kranken wurden übrigens gerettet.

Die Visitenkarte

Von Rudolf Klut

Der alte Sanitätsrat L. aus Neuruppin war nicht nur ein vortrefflicher Anekdotenerzähler, sondern auch ein Menschenkenner von edler und durchdringender Art. Er pflegte zu sagen: „Kinder, wenn Ihr es nicht im sicheren Gefühl habt, urteilt nicht zu bestimmt und rechthaberisch über andere Menschen. Die Nase täuscht, wie die Kleidung und die Visitenkarte.“

„Visitenkarte?“ erscholl der regelmäßige Einwurf, „wer richtet sich denn nach einer Visitenkarte?“

Und dann kam — wie oft mußte sie der alte Sanitätsrat erzählen! — die berühmte Anekdote aus dem Eisenbahnzug zwischen Neuruppin und Pritzwalk lange vor dem Kriege.

„Saß ich da,“ so berichtete schmunzelnd der alte Herr, „eines Tages gemütlich im Eisenbahnabteil zweiter Klasse — damals konnte ich mir noch die zweite Klasse erlauben. Es gab ja auch noch die erste Klasse, aber die führte die Nebenbahn nicht. Die Züge hatten auch nicht etwa durchgehende Wagen, sondern, was ich immer so besonders liebte, man saß in einem Einzelabteil und wurde nicht gestört durch das ewige Vorüberlaufen. Ich fuhr mit zwei Mitreisenden; der eine mir gegenüber war in seine Zeitung vertieft, so daß ich sein Gesicht nicht sehen konnte, nur zwei unangenehme, dicke, dabei griffige Hände. Der andere schlief in der Fensterecke. Ich riet auf einen höheren Beamten, Oberregierungsrat, Landgerichtsdirektor oder so. Der Schnitt des Rockes, die diskreten Stiefel, der gewaltige, aber gepflegte Schnurrbart gaben mir diese Gewißheit. Jetzt ließ mein Gegenüber die Zeitung sinken, und ich schaute in ein richtiges Bulldoggengesicht, niedrige Stirn, dichtes, widerborstiges Haar, eine dicke, gerötete Nase, Doppelkinn und verflixt kleine und pfiffige Augen, im Ganzen so, was man schon damals einen Schiebertyp nannte. Er sah sich um, fixierte mich kurz, holte gelassen aus seiner dicken Ledertasche eine Zigarre mit Binde heraus, biß die Spitze ab und entzündete sie.

Ich machte ihn höflichst darauf aufmerksam, daß wir in einem Nichtraucherabteil säßen.

Er sagte kurz: „Danke schön, ich weiß und es wird ja niemanden genieren.“

Oho! Der Ton ärgerte mich, und ich bestand darauf, daß er das Rauchen unterlasse.

„Sind Sie denn Nichtraucher?“ trotzte er frech.

„Nein.“

„Na, sehen Sie, dann wird's Ihnen auch gleichgültig sein, und der andere Herr schläft.“

Ich ließ nicht locker.

„Seien Sie doch nicht so kleinlich, Herr,“ bullerte der andere. „Sie sind ja nur der gekränkte Staatsbürger, der auf Einhaltung der Ordnungsparagraphen besteht.“

In diesem Augenblick hustete sich der Schläfer in der Fensterecke wach.

„Sehen Sie,“ fuhr ich los, „da haben Sie's. Jetzt haben Sie unseren Mitreisenden mit Ihrem verbotenen Rauchen aufgeweckt.“ Der dritte Herr schloß sich meinem Protest an.

„In fünf Minuten steige ich aus,“ sagte kaltblütig der Dicke, „Sie werden gestatten, daß ich deswegen die gute Zigarre nicht ausgehen lasse.“

„Mein Herr,“ wendet der Dritte ein, „es handelt sich um eine Vorschrift, für deren Befolgung ich mich kraft meines Amtes persönlich einzusetzen habe!“

„Ach nee, wieso denn?“

Der aus der Ecke überreichte eine Visitenkarte . . . königlich preußischer Eisenbahnminister.

„Au Backe,“ staunte da der Dicke, „darf ich mir die zum Andenken aufbewahren?“

„Wollen Sie jetzt Ihre Zigarre zum Fenster hinauswerfen?

In diesem Augenblick fuhr der Zug in den Bahnhof ein. „Exzellenz, Sie gestatten, das ich das nicht tue. Die Zigarre kostet 35 Pfennige. Sie werden doch keinen Preußen zur Verschwendung erziehen wollen. Ich habe die Ehre. Auf Wiedersehen!“ Und stieg aus.

Nun aber stand Exzellenz auf: „Unverschämtheit,“ rief er am Fenster, „Stationsvorsteher! Stellen Sie mal sofort die Personalien dieses Herrn da mit dem gelben Lederkoffer fest. Er hat im Nichtraucherabteil geraucht.“

Der Stationsvorsteher läuft dem Raucher an die Schranke nach. Was tut der Kerl? Er hält dem Beamten die Visitenkarte unter die Nase. Der liest, geht sofort in Haltung, grüßt stramm und läßt den Mann passieren. Dann stürzt er an unser Abteil und meldet: „Da ist nichts zu machen. Es war der Eisenbahnminister persönlich.“

„Sehen Sie,“ beendete lachend der alte Sanitätsrat seine Geschichte, „da haben Sie einen, der sich nicht auf sein gesundes Gefühl verließ, sondern auf eine Visitenkarte, und entsprechend reinfiel.“



Fröhliche Ecke

„Nun, Mäxchen, kannst du dich nicht rein behalten! Du bist ein kleines Schwein — weißt du, was das ist?“

„Gewiß, der Sohn eines großen Schweins.“

*

„Wenn Sie die Milch nicht bezahlen wollen, so geben Sie wenigstens die Flaschen zurück.“

„Nun, wieviel geben Sie für leere Flaschen?“

*

Kaufmann: „Um Erfolg zu haben, müssen Sie andere Leute veranlassen, Ihnen Vertrauen und Kredit zu gewähren.“

Der Junge: „Das habe ich wohl getan und finde mich über meinen übermäßigsten Erwartungen beschuldet.“

*

Tierarzt: „Nun, mein Junge, was gibt es?“

Junge: „Wollen Sie, bitte, Vater sogleich besuchen. Er hat die Medizin genommen, die Sie für die Kuh geschickt haben und jetzt hat er angefangen, Gras zu essen.“